

Verkaufsstelle
anlässlich mit Verkauf
der Bonn- und Westfalen.
Abonnementspreis
monatl. 50 Pf., 1/2 J. 1.00 Mk.
postum. frei ins Haus. Durch
die Post bezogen 1.00 Mk.
Die Unterhaltungsbeilage
„Die Neue Zeit“ kostet
monatl. 10 Pf., 1/2 J. 50 Pf.

Volksblatt

Insertionsgebühr
beträgt für die 6 spalten
Breite oder deren Raum
15 Pf. für Wohnungs-
Anzeigen und Veramtlungs-
anzeigen 10 Pf.
Diener für die fällige
Nummer müssen höchstens bis
vormittags 1/10 Uhr in der
Expedition ankommen sein.
Eingetragen in die Ver-
zeichnungsliste unter Nr. 6588.

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: **Gr Ulrichstraße 17, Eingang Silbergasse.**
Telegramm-Adresse: **Volksblat Halle.**

Motto: **Für Wahrheit und Recht.**

Nr. 81 Halle a. S., Dienstag den 5. April 1892. 3. Jahrg.

Arbeiter! Genossen! Denkt an den Boykott! Meidet das hiesige Bier!

Die Arbeitszeit der Bergleute in der Novelle zum preussischen Berggesetz.

Endlich ist das seit dem Bergarbeiter-Streit von 1889 in ungelähmten offiziellen Notizen angeforderte und im Voraus gepriesene Abänderungsgesetz zum alten preussischen Berggesetz von 1865 als Regierungsvorlage an den preussischen Landtag gelangt, schreibt der „Vorwärts“. Balle drei Jahre hat also die Regierung an demjenigen zu thun gehabt, was ihr die Bergarbeiter im Streifjahre vorkreuzt. Und wenn noch die drei Jahre etwas Vollständiges und halbwegs Fortschrittliches gezeitigt hätten! Aber Mangelhaftigkeit und Halbheit sind die hervorzuhebenden Eigenschaften auch dieser lang ertragenen Gesetzesvorlage. Da sollte der „Reformminister“ Berlepsch sein Können beweisen und zeigen, was er alles in seiner weislichen Verwaltungstätigkeit in Sachen der Bergarbeiterverhältnisse geleistet hat. Nach dieser Probe sind seine Kenntnisse recht beschränkt; er weiß offenbar von der wahren Stimmung in den Kreisen der Bergleute nicht mehr, als alle früheren Beamten an seiner Stelle. Sein Wollen mag ganz gut sein. Aber die Art, wie er der neuen Vorlage mit weislichen Bestimmungen über die Arbeitsordnung ein äußerliches Ansehen zu geben versucht, wie er den Arbeitern beiseite und bei der Reform der Bergaufsicht auf halbem Wege stehen bleibt, zeigt nichts Bedeutendes im Können. Er ist dieselbe Geschichte, wie bei der Gewerbe-Ordnung. Das soll an den einzelnen Punkten nacheinander ganz genau nachgewiesen werden. In erster Linie steht die Regelung der bergmännischen Arbeitszeit, wie man sie von der Vorlage erwarten mußte und wie sie in derselben vorgenommen ist.

Sagen wir es gleich glatt heraus, daß der gesetzliche Maximal-Arbeitszeit für Bergarbeiter in der Novelle liegt. Es stellt also dasjenige, die gesetzliche Höchstgrenze, worüber selbst bürgerliche Parteien sich als unbefugte Notwendigkeit einig waren, nachdem im Jahre 1889 die beispiellose Zustände in den Kohlenrevieren bekannt geworden waren. Es fehlt der Lebensnot jeder Arbeiterklasse-Gesetzgebung, die ersticht eine solche sein will. Und es wäre doch so leicht gewesen, den Maximal-Arbeitszeit für Bergleute einzuführen, da trotz Verschönerungen offizieller Blätter die allgemeine Sympathie in reichem Maße noch immer den geplagten Bergleuten gehört. Dazu kommen die Stimmen aus der Technik, welche die Möglichkeit einer festen gesetzlichen Begrenzung der Arbeitszeit nicht bloß zugeben, sondern direkt befürworten — es sei nur an das Wort erinnern, welches der berühmte österreichische Tunnelbauer Franz von Wjsh für die Einführung der Achtstundensarbeit einlegte. Ganz können sich auch die Motive der neuen preussischen Vorlage allen diesen Betrachtungen nicht entziehen. Auch nach ihnen (§ 43 ff.) „kann es nicht verkannt werden, daß wenigstens bis zu dem Bergarbeiter-Kontrahat im Frühjahr 1889 beim Bergbau hier und da, namentlich auch infolge der unbeschränkten Zulassung sogenannter Ueberwachten und Nebenwachten eine so übermäßige tägliche Arbeitszeit üblich gewesen ist, daß die Beschäftigung in den betreffenden Gruben selbst um dieser übermäßigen Anstrengung willen jedenfalls auf die Dauer als gesundheits-schädlich erachtet werden mußte.“ Man sollte meinen, daß sich an dieses Geständnis, welches übrigens vortrefflich von den Verbundleistungsversuchen in der bekannten Bergarbeiter-Enquete abstricht, sofort der praktische Schluß knüpfen müßte: „Führen wir also die vernünftig begrenzte Arbeitszeit gesetzlich ein!“, zumal, da die Motive weiter zugeben, daß die Gefahr eines Rückfalls in die früheren (bloß früheren?) „unerwünschten Verhältnisse nicht ausgeschlossen ist“. Aber man soll die edle Gelegenheits-Gesetzmacherei auch in diesem Punkte wieder gründlich kennen lernen, und die Bergarbeiter sollen an ihrem Leide erfahren, was eine Beamtenhierarchie in der Umgehung praktischer Notwendigkeiten leisten kann! Die Motive der Vorlage führen fort: die Gefahr eines Rückfalls sei nicht ausgeschlossen, „da die Regelung der täglichen Arbeitszeit im allgemeinen Gegenstand der freien Vereinbarung zwischen Arbeitgeber und Arbeitern bleiben soll (§ 80 b, Ziffer 1 dieses Gesetzes). Die Möglichkeit eines Eingreifens der Aufsichtsbehörde zum Zwecke der Verhütung einer gemeinschaftlichen mißbräuchlichen Anwendung der Vertragsfreiheit in der gedachten Richtung erscheint daher jedenfalls wünschenswert.“ Diese Behauptung und Sachverhältnisse ist dasjenige, was die preussische Bürokratie über den springenden Punkt der Bergarbeiter-Schutzreform zu sagen hat! Sie redet Hände über die Augen und schreit, daß die preussischen Bergarbeiter von neuem gequält werden. Diese mit den Unternehmer-Interessen eng verknüpfte Geheimratspolitik hat nicht die Scheidung, den Standpunkt, welchen die Vorlage an der wichtigsten Stelle einnimmt, mit einem ehrlichen Souffleur in dem offenen Bekenntnis festzuhalten: „Die Regelung der täglichen Arbeitszeit soll Gegenstand der freien Vereinbarung bleiben.“

Dieses ehrliche Form hatte wahrscheinlich so leicht zu der Frage Anlaß gegeben: „Weshalb soll die Arbeitszeit Gegenstand der freien Vereinbarung bleiben? Weshalb soll die Ausbeutung der Bergleute künftig noch wie vor auch ihrem zeitlichen Ausmaß nach ganz in der Willkür der Unternehmer stehen?“ Aber die Erklärung dieser prinzipiellen Frage soll ja so ängstlich als nur möglich bierher gegeben werden. Und da muß das plumpeste Diplomatenmittel herhalten. Wie die Hölzlinge eine unangenehme Schlussfolgerung, die sich im Gespräch ergibt, durch plötzliche Veränderungen der Worte mit der bekannten Theatergebärde des Kämpfers verschwinden lassen, so eskamotieren hier die Motive die eigentliche Kernfrage der ganzen Reform dadurch, daß sie dieselbe in einen scheinbar selbstverständlichen Nebenfall verweisen: „da die Arbeitszeit Gegenstand der freien Vereinbarung bleiben soll“ — mit diesem Wortspiel will die preussische Geheimratspolitik die Schwierigkeit will ein Jongleur. Und „da die

freie Vereinbarung bleiben soll, daher erscheint das Eingreifen der Aufsichtsbehörde wünschenswert“ — diese Logik ist unbezahlbar. Sie steht auf derselben geistigen und politischen Höhe, wie etwa die Sätze: „da der Geheimrat die Vertretung der heutigen Regierungswelt ist, daher haben wir die gleichgebenden Geheimräte“. Man mag diese Beweisführung wenden und drehen wie man will, sie bleibt in ihrer Art einzig großartig, verblüffend. Und mit solchen Mitteln wird die preussische Staat die Bergarbeiterfrage auch nur um einen Schritt fördern! Man sollte die Wendung der Motive als Motto auf das erste Denkmal setzen, das der „neuen Ära“ errichtet wird!

Danach ist es beinahe müßig, noch viel von dem zu sprechen, was bei dem Malträieren der Sache und Sprache zugleich herauskommt: das Eingreifen der Aufsichtsbehörde. In § 197 des neuen Berggesetzes soll nämlich eingeschaltet werden, daß „insbesondere die Oberbergämter, wenn durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, Dauer, Beginn und Ende der täglichen Arbeitszeit vorschreiben können“. Und um diese Rechte in ihrer ganzen Brauour erscheinen zu lassen, bemerken die Motive dazu, daß die Befugnis „den Bergbehörden schon nach der bisherigen Gesetzgebung kaum abzusprechen sein dürfte“. Im Grunde wiederholt also die Bergarbeiter-Reform der „neuen Ära“ an diesem wichtigsten Punkte nur die bisher gültigen Bestimmungen, Bestimmungen, von denen ebenfalls ausdrücklich festgestellt wird, daß niemals Gebrauch von ihnen gemacht worden sei! Und damit ja nichts „passieren“ kann, werden die Herren Bergwerksbesitzer eigis darüber vergewissert, daß derartige Maßnahmen „nach den bestehenden Verwaltungsvorschriften“ von den Oberbergämtern erst getroffen werden dürfen, „nachdem sie sich vorher des Einverständnisses der Zentralstelle versichert haben.“ Heilige Sozialreform, trumm sind deine Wege! So „umgibt“ ist ja vielleicht der deutsche Bergmann noch nicht geworden, daß er nicht hier und da noch 11, 12 und 13 stündige Schichten im dumpfen Schachte aushält. Da aber nur im Interesse der „Gesundheit“ die Arbeitszeit auf ein gewisses Maß beschränkt werden kann, so wird man unter der wackelnden Ägide der „Zentralstelle“ ruhig die Unternehmern fortumsteln lassen können!

Die unerhörte Behandlung der Frage der Arbeitszeitbeschränkung für Bergleute in der neuen Vorlage und ihren Motiven steht im Widerspruch mit den elementarsten Sätzen der sozialen Politik. Sie könnte das Eingehen auf den sonstigen Inhalt des Entwurfs eigentlich gänzlich verleiern. Und doch wollen wir uns der Mühe unterziehen, auch die anderen Punkte des Reformgesetzes noch zu besprechen. Die Vorlage kommt ja „im Interesse des sozialen Friedens“.

Politische Anekdoten.

Der Ordnungsbrei in Sachsen, dessen Zerfall vor einiger Zeit in der germanischen Presse besprochen

Entgegen zu offenbaren, daß er über seinen jämmerlichen Zustand empfunden hatte, das mußte ihm denselben erst recht fühlbar machen. Hier war es die Aufgabe eines Freundes, ihn über seine Lage hinwegzutäuschen. „Ja, Stefan“, fuhr der Professor fort, „du hast fleißig für mich gearbeitet und ich bin dein großer Schuldner, ich freu mich, daß ich Dir nun einen Teil davon zurückzahlen kann.“

Stefan versuchte zu lächeln. Er dachte in dem Augenblick, daß selbst diese großmütige Unterstützung an seinem traurigen Los nichts ändern würde, aber er schüttelte sich, dies anzuprophezen.

„Dann, lieber guter Professor“, sagte er, „vor der Hand bin ich selbst ein vermögender Mann; die Mühe, die Gerandstücke dein verkauft, in trage mein Kapital in der Tasche.“

„Da find wir also beide Rabobas“, scherzte Walf, „und meiner Treu, wir wollen uns auch herrlich geben.“

Er sprach auf und zog die Klingel.

Der Aufwärter erschien, und Walf bestellte einen Supper und zwei Flaschen von dem besten Focherrei. Bald war dasbelle serviert.

Der Professor schickte den Kellner fort; er bebte selbst, schämt Stefan das Fiesel und brach ihm das Brot, und der Mann, der, sobald es seine Arbeit betraf, so unangenehm und ungeschicklich war, der zeigte nun eine aufmerksame Fürsorge, eine liebevolle Parteilichkeit, wie nur eine Mutter für ihr Kind sie haben konnte. Dabei aber verzog er nicht auf sich, er schenkte sich selbst fleißig ein, und auch Stefan mußte trinken und erzählen. Stefans Briefe waren nicht auswärts genug gewesen, und der Professor wollte alle wissen. Den Walf, den Schlachttag, und wie er verunndet auf dem Schlachtfeld lag, alles dies berichtete er nun mit Lebendigkeit und einer fast grauenhaften Anschaulichkeit. Die kleinsten Details waren in seinem Gedächtnis wie festgedruckt. Der Professor

91] Stefan vom Grillenstof.

Roman von W. Reuter.

Er sitzt in dieser Minute die volle Bein seines Daseins und er fragt sich, ob er fortziehen könne und müsse in diesem entsetzlichen Zustande, verstimmt, ohne Ziel, ohne Hoffnung auf Glück — und er antwortet sich darauf mit „nein“.

„Wichtig hebt er den Kopf — er hat Schritte gehört und Stimmen — sie nähern sich — er springt in die Höhe — er glaubt die eine zu erkennen — aber eher die noch die Thüre erreicht, wird sie aufgerissen, ein heller Schein dringt herein und Walf tritt mit ausgebreiteten Armen und einem lauten Freudenschrei ihm entgegen.“

„Wein alter Junge, ich hab' Dich wieder! Du — Du — er kommt nicht weiter, er drückt ihn an sich, obwohl seine kurzen Arme kaum bis an die Schultern des sich Herabbeugenden reichen, und er umfängt ihn mit leidenschaftlicher Häßlichkeit. Sie weinen beide bei diesem Wiedersehen.“

„Nicht, mehr Licht will ich haben“, ruft der kleine Mann dem Aufwärter zu, der mit ihm gekommen und eine angezündete Kerze auf den Tisch gestellt hatte. „Ich muß Dich doch betrachten, mein Junge, ich muß doch sehen, was ich aus Dir gemacht haben.“ Aber als diesem Wunsch willfahrt worden, und als Walf jetzt die Zerstörungen inne war, die diesen jungen, kräftigen Körper getroffen, da überkam ihn Schmerz und Wut. Er lief im Zimmer auf und nieder, er ballte die Fäuste und suchte mit den Armen in der Luft herum, er verwinde in den heftigsten Ausdrücken den Krieg. Und inmitten dieser grimmigen Ausbrüche lief er wieder zu Stefan und küßte ihn und tastete in zärtlicher Fürsorge an ihm herum, besorgte ihn, besichtigte seinen Puls und schloß die wie ein Kind, um gleich darauf sich wieder seinem Jorne zu

überlassen. Der kleine Mann war tomsich und rührend zugleich anzusehen, aber er war außer sich, und Stefan mußte ihn schließlic selbst beruhigen und ihn trösten. Es gelang ihm auch. Das Geschehene konnte nun doch nicht ungeschehen gemacht werden, und man mußte sich wohl oder übel daran ergeben. Der Professor saß jetzt neben Stefan auf dem kleinen Sopha, er hielt die Hand seines jungen Freundes in der seinen und streichelte sie, und küßte dann zum soundsovielten male wieder nach dem Pulse. Dabei erzählte er ihm, daß er schon seit zwei Jahren in Wien sei und Stefan sehnlichst erwartet habe, denn er müsse in einigen Tagen abreisen, da sein Entressen in London von dem Leiter der Expedition sehr gewünscht wird, umlocher, da diese selbst die Reise nach Rio de Janeiro im Oktober schon, also früher als vorher beabsichtigt war, anzutreten gedenke.

Er sagte ihm auch, daß er sein Wert über die Lurche vollendet und daß er bereits einen Verleger dafür gefunden, der ihm die Hälfte des Honorars gleich ausgefolgt und sich kontraktlich verpflichtet, die andere Hälfte sofort nach Ergehen des Wertes auszugeben.

„Ich habe also Geld, mein Junge“, fügte er mit einem frohen Lächeln hinzu, „mehr als ich für den Augenblick brauche, und das ist ein Fall, der bisher bei mir noch nicht vorgekommen ist; Du kannst mir's glauben, aber darum will ich auch nicht lästern; bin ich einmal in Savre, brauche ich kein Geld mehr, von da an sorgt die Expedition für alle meine Bedürfnisse, ist das nicht herrlich? Ich sage Dir, ich komme mir samt meinem Ueberfluß förmlich mangelhaft vor, ich bin nur froh, daß ich was auszugeben habe, namentlich um Deinetenwillen.“

Er blickte seinen jungen Freund wie tröstend und ermunternd mit seinen kleinen Augen an. Er mochte einsehen, daß es vorhin überdriht war und graulich, dem Armen das

wurde, hat sich, wie dies die Sozialdemokraten auch vorausgesetzt haben, bereits wieder zusammengefasst. Die beiden feindlichen Strömungen, die konfessionellen und die national-liberalen Reaktionen, wählten wohl, daß bis zur nächsten Reichstagswahl noch viel Zeit sei und ein solches Schmelzen nicht möglich wäre. Aus diesem Strömung aber sind die durch den Anknüpfen der Reichstagswahl im 22. nächsten März, bei den Sozialdemokraten den letzten Mann vom dritten Tugend in den Reichstag brachte, nunmehr aufgestellt worden. In seiner Sonntagsnummer berichtet nämlich das „Reipziger Tageblatt“:

Über das Zusammengehen der „Rechtsliberalen“ Parteien haben die feindlichen Abgeordneten beider Ständekammern (mit offener Ausnahme derjenigen, denen ihre Stellung verbietet, einer politischen Verbindung sich anzuschließen, wie die Brüder Georg und Friedrich August, Bischof Wahl etc., sowie mit Ausnahme der sozialdemokratischen Abgeordneten der zweiten Kammer) eine Erklärung veröffentlicht. Dasselbe trägt 108 Unterschriften. Die erste Kammer zählt im ganzen 47, die zweite 80 Mitglieder, zusammen 127. Es sollen demnach, einschließlich der als krank von Dresden Abwesenden, nur 24. Die Erklärung lautet:

Im Interesse des öffentlichen Wohles erscheint ein Zusammengehen der rechtsliberalen Parteien, wie bestelltes im Landtag besteht und festlich bewährt hat, auch in der zwischen den Landtagssitzungen innewohnenden Zeit dringend geboten.

Aus dieser Erwägung erklären die unterzeichneten Mitglieder beider Ständekammern, daß sie nach wie vor gewillt sind, für Sicherung eines Zusammengehens bei öffentlichen Wahlen einzutreten.

Die Herren
Kammerherr Freiherr von Friesen auf Rötze,
Geß. Kammermajor a. d. Rhein in Rietheim
und
General-Direktor v. D. Wahl in Dresden
haben sich bereit erklärt, diesen Beschluß zu weiteren Ausföhrung zu bringen.

Der Bruderwitz ist also beiegelegt und der Freiherr von Friesen zum Oberamtbeiegender der Kartelle ernannt worden. Die Furcht vor der Sozialdemokratie hat die Gesellschaft wieder zusammengetrieben und wir können hiermit zufrieden sein. Die wünschenswerte Klarheit in der politischen Situation ist damit gegeben.

Ein Mann — ein Wort, diesen Satz hat Herr Stöcker in der Reichstagsdebatte von Dienstag wieder einmal in der ihm eigenen Weise zur Geltung gebracht. Herr Stöcker hatte den Antrag Menzer auf Erhöhung des Teabatolles unterzeichnet, erklärte darauf, als ihm die Entrüstung seiner zum großen Teile auf die Zigarren-Industrie angewiesenen Landtagskollegen bekannt wurde, gegen den Antrag stimmen und mit allem ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen ihn wirken zu wollen — und brückte sich schließlich vor der Abstimmung. Original war übrigens die Erklärung der Unterfertiger des Herrn Stöcker unter dem Antrag Menzer durch Herrn von Kleff-Negow. Dieser meinte, Herr Stöcker habe sich mit seiner Unterfertigung keineswegs für den Antrag engagiert, sondern nur dafür gezeugt, daß der Antrag zur Diskussion gelange. Vielleicht findet der alte Herr nächstens heraus, daß Herr Stöcker seine antiemittischen Schreie im Reichstage nicht etwa hält, weil er Antisemit ist, sondern nur damit die Abgeordneten etwas zu reden haben. Leider ist die erste Abstimmung über den Antrag Menzer keine namentliche gewesen. Es wäre interessant zu ermitteln, ob Herr Stöcker nicht damals im Reichstage anwesend gewesen ist und für den Antrag gestimmt hat. Deutlich oder entschuldigend war er jedenfalls nicht.

Die neueste That der Ultramontanen ist die Indiegretterklärung von Freiburg. Die „Germania“ benutzte das Buch in folgender Weise:

„Neulich berichtete ein Blatt, daß die nur von katholischen Lehrern benutzte Kreis- und Bezirksbibliothek zu Akenan Freiburg „Lieberen“ enthalte, ein Werk, das bekanntlich in durchaus ungläubigen Geiste verfaßt ist. Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, befindet sich dieses Buch auch in der den Seminaren zugänglichen Bibliothek des katholischen Lehrerseminars zu Münstermarsfeld. Das wundert uns umso mehr, als der dortige Seminarlehrer ein durchaus tüchtiger und korrekter Mann ist. Nachträglich wird uns noch mitgeteilt, daß das genannte Werk auch in der Bibliothek des katholischen Lehrerseminars zu Woppar vorhanden ist. Offenbar kennt man den religionsfeindlichen Standpunkt des Verfassers nicht.“

Schade, daß Brehm nicht mehr lebt! Vielleicht machten

Legte ihm den Arm um den Hals und strich beruhigend über die eingefallenen Wangen.

Nun, daß ich vorüber, mein Kind; und nun höre den Vorfall, den ich Dir machen will. Du sollst mit mir gehen, ich denke, es wäre das Beste. Verlasse Dehretreich, verlasse Europa, bleibe an meiner Seite. Stefan, in den Urwäldern Brasiliens wirst Du Dich erholen, Deine Leiden vergehen.“

Stefan schüttelte leise den Kopf. „Das geht wohl nimmermehr. Eine solche Forschungsreise stellt ungeheure Anforderungen an alle geistigen, vielleicht noch mehr an die physischen Kräfte eines Menschen. Es gehört ein ganzer Mann dazu, um sie mit Erfolg zu bestehen, um sie mit einigem Nutzen auszubenten. Was sollte ich dabei thun, Professor, ich, ein trauriger, verführerischer Bursche, ich, nur noch ein halber Mensch? Ich wäre Ihnen ja nur eine Last, eine behindernde Sorge, und wenn ich nicht noch so anstrengte, es liegt nicht mehr in meiner Macht, Ihnen zu nützen.“

„Ich was, nützen?“ rief der Professor, ihm einen gutmütigen Klaps gebend. „Du sollst Dich erholen; nicht als mein Gehilfe, als mein Freund sollst Du mich begleiten.“

„Ich wäre Ihr ärgerster Feind, wenn ich Ihren großmütigen Antrag annehmen würde. Ich würde Ihnen Geld kosten, denn für den ungetreuen Genossen wird die Expedition keineswegs die Kosten tragen.“

„Nun, Geld haben wir ja; erinnere Dich nur, mein Bursche, mein Honorar.“

Das würde nicht ausreichen, Professor, außerdem wäre ich Ihnen aber ein beständiges Hindernis, eine Sorge, mir selbst aber ein Bortwurf und eine Last.“

So sprachen sie hin und her. Der Professor meinte es gut, er hatte gedacht, so lange er über Stefan wachte, wäre er vor jedem Uebel gefiehet, aber er mußte jetzt nach reiflicher Erwägung doch zugeben, daß Stefan recht hatte, und

die Reaktionen der „Germania“ in eigener Person auf dem Seminarhof zu Münstermarsfeld ein kleines Feuerchen für den verstorbenen Ständer an! Die Katastrophe, welche am den Volkshausgeheimnisse von der „Germania“ zusammengegriffen worden ist, würde bei dieser Gelegenheit lustig brennen! Dem „ungläubigen“ Brehm aber würde das Blätterstreben sicherlich ein für allemal vergehen.

Sie gehören zusammen! Am 1. April vor bekanntlich der Wahltag des Fürsten Bismarck. Obgleich die Nationalliberalen, aus denen allein sich die Bismarckianer rekrutieren, ziemlich dünn gemacht haben, um zu den arrangierten Festen Dummheit heranzubringen, so hätte man doch die Zeitgenossen, wenn man sich die Mühe gegeben hätte, bekommen können. Selbstverständlich haben den Fürsten in Friedrichshagen auch verschiedene Deputationen aufgesucht, um demselben persönlich ihre Handhaben auszusprechen. Unter den mangelhaften Deputationen befand sich auch eine solche aus dem schmerzenden Bismarck. Gegenüber dieser Deputation meinte der Herr, er habe niemals eine missgünstige Beurteilung Bismarcks und seiner Söhne Glauben geschenkt. Gegen die Thatfache, daß die Hochmure Schienen gut seien, könne keine Falschung ankommen. Bei dem Fürsten Bismarck, dem Abgott der Nationalliberalen, haben die Baure z. z. stets das innigste Verständnis gefunden. Sie sind einander würdig!

Nachträge zur Buchdruckerbewegung. Der Korrespondent schreibt: Am 29. März fand vor dem Bezirksausschusse zu Berlin die Verhandlung statt in der Angelegenheit des Vorstandes des Unterstiftungsvereins Deutscher Buchdrucker gegen die im Auftrage des Ministers des Innern seitens des königlichen Polizeipräsidenten zu Berlin erlassenen Verfügungen, enthaltend das Verbot der Erhebung von Extratreuern, Verbot der Auszahlung von Unterstiftungen an Streikende, wie das Verlangen der Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung zwecks Annahme der geordneten Statutenänderung. Der Polizeipräsident bestritt die Zulässigkeit des Verwaltungsstreitverfahrens, da die betreffenden Verfügungen auf Grund des Aufsichtsbereiches erlassen seien und nicht in Ausübung der Polizeigewalt. — Der Bezirksausschuss erklärte sich jedoch für zutreffend, hob die angeordneten Verfügungen als nicht gesetzlich auf und legte die entstandenen Kosten dem beklagten Polizeipräsidenten zur Last. — Die organisierten deutschen Buchdruckereigenen haben also die Genugthuung, konstatiert zu sehen, daß auf Betreiben der Prinzipale seitens der Behörde ohne gesetzliche Begründung in schädiger Weise in ihren Lohnkampf eingegriffen und ein Erfolg vereitelt wurde.

Die Schuld der Vereinigten Staaten hat im Monat März um 1266 362 Dollars abgenommen, im Staatshaushalte befanden sich ult. März 800 762 812 Dollars.

(Gross-Deutschen.)

Wien, 2. April. Nach der Militärzeitung erhält die österreichische Armee hellgrüne Miltärärmel statt der bisherigen dunkelrothen; aus Sparmaßregeln (1) werde diese Erneuerung jedoch erst allmählich durchgeführt werden.

Belgrad, 2. April. Infolge der Kriegsmittellieferungen verlaute, das radikale Kabinet habe abgedankt. Die liberalen Führer würden ein neues Kabinet bilden.

Paris, 2. April. Verschiedene verhasste Anarchisten sollen in Freiheit gesetzt werden. — Die Untersuchung gegen Ravaochol bringt fortwährend neue Verbrechen, welche in St. Etienne geordnet wurden, zu tage. Ravaochol ist schwer zum Geständnis zu bringen. Die Polizei ist Unzufrieden mit der Spur. (Alles Polizeigewalt!)

Kopenhagen, 2. April. Das Folkething wurde heute geschlossen. Die Neuwahlen sind auf den 20. April ausgeschrieben.

London, 2. April. Die zweite Ausgabe der heutigen „Times“ enthält ein Telegramm aus Buenos Ayres, demzufolge der Minister des Innern den Befehl erteilt hat, alle Personen zu verhaften, welche zum Aufbruch aufreizen oder aufrührerische Reden halten. Der Kriegsminister hat den

daß es überdies ihm nicht einmal eine Wohlthat erzeigen hieße, wenn er den noch Lebenden, Herabgekommenen den Strapazen einer langen Seereise und den noch größeren von Landreisen an den unbekanntesten Ufern der großen Ströme im Innern Brasiliens aussetzte, wo das gelbe Fieber selbst kräftige Konstitutionen anfallt und zahlreiche Opfer fordert.

„Aber wenn Du hier bleiben willst, wo bringen wir Dich unter, Stefan?“ sagte er einmüde befragt. „Ich muß die Veruhigung haben, ehe ich reise, Dich in einem Dir zugewandten Berufe und für die Zeit meiner Abwesenheit mitbestimmen, wohl versorgt zu wissen. Nun, hast Du schon darüber nachgedacht, — welchem Berufe willst Du Dich zuwenden?“

Stefan sah den Professor mit ernst, traurigen Augen an. „Ich weiß es nicht,“ sagte er langsam, fast mühsam. „Alles, für das ich Neigung und Beruf in mir gespürt, ist mir verschlossen.“

„D!“ machte der Professor, wie abwesend.

„Ich kann weder Mediziner noch Anatom, weder Chemiker noch Botaniker werden,“ fuhr Stefan in plötzlich aufwallender Bitterkeit fort. „Für die Wissenschaften braucht man beide Hände, für die Letztere wenigstens, wo man Verfüge anzuwenden hat; für die spekultativen Wissenschaften fehlt es mir aber an jeder Begabung, und ein Handwerk — sein Blick glitt an dem leeren Kessel herab — „dann ich ebenfalls nicht ergreifen; o, ich weiß wädhlich nicht, es mir auch nur gelingen wird, mich das Leben zu fristen.“

Der Professor schalt ihm kleinmüthig und verzagt, aber er selbst war es nicht weniger. „Wir werden nachdenken,“ sagte er zu Stefan.

„Ja, nachdenken,“ wiederholte dieser mechanisch. Dann aber warf er den Kopf in die Höhe und in seinen Augen blitzte es auf. „Recht aber sollen Sie mir von der Heimat sprechen, Professor, von benjeninge, die ich liebe.“

„Also wohl auch von der Randt?“

Befehl gegeben, zwei Batterien Artillerie nach der Verlegen, um die Polizei zu unterstützen.

Aus Stadt und Land.

Kalle, 4. April.

Zur Verhaftung Amerits sagt der „Vorwärts“, nachdem er die auch von uns reproduzierte Schilderung der Verhaftung Amerits aus dem Dresdener Parteitag wieder gegeben, sehr richtig: „Wegen dieser unangemessenen Verhaftungsart erheben wir hiermit scharfsten Protest. Man hat noch nicht gehört, daß irgend einem spitzbühigen Kommunisten oder sonstigen moralisch defekten Angehörigen der „höheren“ Stände gegenüber die Polizeibeamten sich der höchsten Höflichkeitstrachten entzogen hätten. Wie kann man sich unterfragen, das anders zu halten gegenüber einem Mitgliede der Deutschen Reichstages, welches lediglich wegen politischer Vergehen inhaftiert wurde?“ Die Verhaftung Amerits können wir als eine gerechtfertigt nicht anerkennen. Denn von einer Verurteilung des Thatbestandes kann keine Rede sein, so daß nur noch Fluchtverbot übrig bliebe. Hätte aber Amerit die Flucht gesucht, sich zu drücken, dann hätte er während der Reichstagsdebatte unter dem Schutze der Immunität dazu Gelegenheit genug gehabt. Seitens des Parteivorstandes wird eine Ration bargeboten werden, so daß wir uns der zuverlässigsten Hoffnung hingeben können, in Kürze auf freien Fuß gesetzt zu sehen. — Die „Saale-Zg.“ sagt in ihrer heutigen Morgen Ausgabe: „Wie man sich erinnert, war er (Amerit) bereits vor dem letzten Parlamentstages sechs Wochen in Untersuchungshaft, die nur durch ausdrücklichen Beschluß des Reichstags unterbrochen wurde.“ Das letztere ist nicht richtig. Amerit war wegen Verhaftungsbeileigung angeklagt, und bis zum Termin, in welchem er zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde, in Untersuchungshaft. Im Termin wurde seine Haftentlassung beschlossen, also nicht erst durch den Reichstag. Die oben erwähnten 3 Monate schweben gegenwärtig noch vor dem Reichsgericht.

Die regelmässige Stadtverordnetenversammlung fällt heute aus.

Stadttheater. Das Hofische Schauspiel „Fedda Gabler“ gelangt erstmalig am nächsten Freitag zur Aufführung. Die Leitung hat dem scheidenden Intendanten ein Verneigung gegeben. Dasselbe findet am nächsten Mittwoch statt und hat sich die Künstler für ihren Ehrenabend die Oper „Mignon“ erwählt. Am Donnerstag wird eine Wiederholung von Rauf Schwank „Ein toller Einfall“ gegeben.

Im Balhallaetheater endet der diesmalige ausgezeichnete Spielplan infolge der bekannten Polizei-Verordnung der Charaktere wegen schon mit Schluß dieser Woche, worauf wir im Interesse des Publikums besonders aufmerksam machen.

Der nächste Pferde- und Krammarkt findet auf dem Hofplatz am 7. und 8. April statt. Am Dienstag (5. April) kommen die Plätze für Karouffels, Schau-, Schieß-, Spiel- und Schmalzschubenden, Raffereze sowie für die Schmalz- und Lederwarenhandler zur Verlosung und Ausweisung, am Mittwoch (6.) diejenigen für die übrigen Händler. Die holländischen Gewerbetreibenden haben bereits am Montag (4.) und Dienstag (5.) die Verkaufsbedingungen, jedesmal nachmittags von 3—6 Uhr im Zimmer 62 (Marktpolizei-Bureau) Rathausgasse 20 in Empfang nehmen, während die auswärtigen dieselben am Dienstag (5.) und Mittwoch (6.) von 8 Uhr früh an auf dem Hofplatz erhalten. Als Ausweis sind Gewerbescheine oder Steuerquittungen vorzulegen. Es findet diesmal kein Schweinemarkt statt.

Der Handel mit Getreide in größeren Mengen findet seit 1. April auf Grund polizeilicher Anordnung nicht mehr in der Mansfelderstraße, sondern in der Dreyhauptstraße, zwischen dem neuen Marktplatz und der Gerbergasse statt.

Die Volksschulen in der Laubenstraße und in der Liebenauerstraße sind gegenwärtig so von Kindern überfüllt, daß sich die Erziehung einer weiteren Schule im Süden der Stadt als notwendig erweist. Man beabsichtigt dabei eine Bezirks-einteilung der Schulen im Süden der Stadt, die Kinder aus dem Stadtteile im Auge der Werseburgerstraße die Liebenauerstraßen-Schule, diejenigen welche in der Nähe der Laubenstraßen-Schule und besonders von dieser fälliger wohnen, letztere besuchen sollen, während für den Wildbergweg z.

„Ja, von ihr, Professor, und dann — von Hans Wachtler —“

„Natürlich.“

„Und dann — Stefan stockte abermals, hierauf, wie einen Anlauf nehmend, „dann möchte ich auch erfahren, wie Fräulein Valerie sich befindet.“ Gott sei Dank, es war heraus. Stefan, der bei dieser Frage die Farbe gewechselt, sah nun da, die eine Hand fast zusammengeballt, jedoch die Blätter tief ins Fleisch drangen; er wagte es nicht, aufzusehen.

Der Professor aber sagte sehr gleichmüthig: „Ich glaube, sie langweilt sich. Kein Wunder auch, die beiden jungen Wachtler waren fort und auch die Gräfin hat bald nach Ausbruch des Krieges das Städtchen verlassen. Da mag ihr's denn gar zu einjam geworden sein.“

„Und kam sie nicht nach Rimau, Sie zu besuchen?“

„Nicht einmal. Du weißt ja, ihre Eltern haben es ihr verordnet; als aber damals, bald nach Erem Amara's, das Gerücht von der Königlicher Schlacht und von der entsehligen Niederlage der Unieren sich verbreitete, da wußte sie mich auf der Straße ab, und damals fand ich sie sehr verdutzt, und sie fragte mich, ob ich nichts von den Rimauern wüßte, die bei dieser Schlacht dabei gewesen, und ob ich keine Briefe erhalten. Ich wußte leider nichts, garnichts. Da hatte ich noch nicht gefahren und keiner von Euch, auch Hans Wachtler nicht. Sie hat damals sehr geweint.“

„Sie hat geweint!“

„Nun, es weinte damals alles; das ganze Land war in Tränen und Thränen, als die sägredliche Niederlage der Unieren bestätigt wurde. Bestimmte Nachrichten erhielten wir aber erst durch Hans, als er, es mag nun vier Wochen her sein, mit einer noch nicht völlig geheilten Armwunde nach Hause zurückkehrte.“

(Fortsetzung folgt.)

